

heyne»fliegt

DAS BUCH

Vier Jahrzehnte brauchte Sally Perel, ehe er nach Ende des Zweiten Weltkriegs das niederschrieb, was ihm als Jugendlichen widerfuhr: Um als Jude zu überleben, musste er die Uniform der Nazis tragen und als Hitlerjunge Jupp Perjell inmitten der Feinde untertauchen.

Auf eindringliche Weise berichtet er von den aberwitzigen Erlebnissen und der inneren Zerrissenheit, die dieses Doppelleben mit sich brachte. Bis heute haben seine Erinnerungen nichts von ihrer Aktualität verloren und vermitteln einen authentischen Eindruck von einem Augenblick der Geschichte, als die Welt kopfstand und die Menschlichkeit verloren zu gehen drohte. Damit sich dies niemals wiederholen möge, begreift Sally Perel seine Autobiographie auch als Vermächtnis.

DER AUTOR

Sally Perel wird am 21. April 1925 im niedersächsischen Peine geboren. Seine Eltern sind fromme Juden, die 1935 zunächst nach Polen flüchten. Sally flieht weiter in die Sowjetunion bis nach Minsk, wo er 1941 deutschen Truppen in die Hände fällt. Die Jahre bis Kriegsende überlebt er, indem er sich als Volksdeutscher ausgibt und eine HJ-Schule in Braunschweig besucht. In seiner Autobiographie *Ich war Hitlerjunge Salomon* schildert er seine Erlebnisse als jüdischer Hitlerjunge. Sally Perel lebt heute in Israel.

Sally Perel

Ich war Hitlerjunge Salomon

Er überlebte in der Uniform
seiner Feinde –
ein erschütterndes Schicksal

Aus dem Französischen
von Brigitta Restorff

heyne>fliegt

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
Europa Europa bei Editions Ramsay

Bildnachweis: Ehrenfried Weidemann S. 35,117, 235;
alle anderen Abbildungen stammen aus dem
Archiv des Autors.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

5. Auflage

Copyright © 1992 by Nicolaische Verlagsbuchhandlung
Beuermann GmbH und Autorenagentur Iansky mehr, beide Berlin

Copyright © 1993 by Wilhelm Heyne Verlag, München

Copyright © 2016 dieser Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Alle Rechte sind vorbehalten. Printed in Germany

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München,

unter Verwendung eines Motivs von © Shutterstock (Genotar,

Naci Yavuz) und eines Fotos aus dem Archiv des Autors

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-53483-4

www.heyne-fliegt.de

*Dem Andenken meiner Mutter Rebekka,
meines Vaters Israel
und meiner Schwester Bertha,
die dem Holocaust zum Opfer fielen,
und dem Andenken meines Bruders Isaak
gewidmet, der starb, während ich
diesen Bericht verfasste.*

Man hat mich in letzter Zeit gefragt, weshalb ich mit meiner Geschichte in all den Jahren nie an die Öffentlichkeit getreten bin. Leider war es mir bislang unmöglich, darauf eine eindeutige und befriedigende Antwort zu geben.

Es lag wohl vor allem daran, dass ich an die Vergangenheit und die tragischen Ereignisse, die sie prägten, nicht erinnert werden wollte. Ich gab mir im Gegenteil die größte Mühe, zu verdrängen und zu vergessen. Der graue Alltag sorgte dafür, dass ich das Thema auf die lange Bank schob und nur sehr selten Gelegenheit fand, mich ernsthaft damit auseinanderzusetzen. Ich glaube, die Zeit war einfach nicht reif.

Wenn ich auch manchmal den Drang verspürte, mein Abenteuer zu erzählen, so stellten sich mir doch gleichzeitig die Fragen, die mich geradezu lähmten: Hatte ich wirklich das Recht, mich mit den Überlebenden des Holocaust zu vergleichen? Hatte ich das Recht, mich als Teil ihrer Geschichte zu bezeichnen, meine Erinnerungen mit den ihren auf eine Stufe zu stellen? Hatte ich das Recht, mich mit den Widerstandskämpfern, den Gefangenen der Konzentrationslager und der Ghettos zu vergleichen, mit jenen, die sich in Wäldern, Bunkern und Klöstern versteckten? Sie waren Helden. Mit ihrem Leid waren sie bis an die Grenze dessen gegangen, was ein Mensch ertragen kann. Und doch war es ihnen gelungen, sich mit letzter Kraft ihre jüdische Identität, ihre Menschlichkeit zu bewahren.

Ich dagegen war zur selben Zeit unbehelligt unter den Nazis umhergegangen, hatte ihre Uniform und das Hakenkreuz auf meiner Mütze getragen und »Heil Hitler!« gebrüllt, als hätte ich mich tatsächlich mit ihrer verbrecherischen Ideologie und ihren barbarischen Zielen identifiziert.

Welche Botschaft könnte ich vermitteln? Würde man mir

meine Geschichte überhaupt glauben? Würde man versuchen, sie zu verstehen? Und wenn ich mich zur Niederschrift entschlösse: Wäre ich imstande, die Einsamkeit eines langen Berichts inmitten all der Alpträume, Gewissensbisse und Selbstzweifel zu ertragen?

Mehr als vierzig Jahre habe ich über diese Fragen nachgedacht. Bis zu dem Tag, an dem mir keine andere Wahl mehr blieb. Denn im Lauf der Zeit begriff ich, dass das Trauma, das ich zu verdrängen suchte, sich nicht länger verdrängen ließ. Mit diesem seelischen Druck konnte und wollte ich nicht länger leben. Um mich davon zu befreien, musste ich mir alles im wahrsten Sinne des Wortes von der Seele schreiben.

Und dabei habe ich es mir versprochen, und ich verspreche es auch dem Leser, mich von Anfang bis Ende an die Wahrheit zu halten. Die Barrieren sind gefallen, und meine Hand kann endlich zur Feder greifen, damit meine schmerzlichen Erinnerungen wachgerufen werden, die Erinnerungen an meine Shoa.

Ich wurde am 21. April 1925 in Peine, nahe Braunschweig, in Deutschland, Europa, geboren.

Meine Eltern waren 1918 hierhergezogen, als in Russland die Oktoberrevolution ausbrach. Die Weimarer Republik nahm damals gerne Juden auf. Wir waren vier Kinder. Bei meiner Geburt war mein älterer Bruder Isaak sechzehn Jahre alt, David zwölf und meine Schwester Bertha neun.

Kurz nach ihrer Ankunft eröffneten meine Eltern in der Breiten Straße, der Hauptverkehrsstraße, ein Schuhgeschäft, mit dem sie die Familie ernähren konnten. Zu jener Zeit waren uns die deutschen Nachbarn nicht feindlich gesonnen. Die alteingesessenen Juden hingegen, die schon seit Generationen in Deutschland lebten, begegneten uns kühl.

Wir waren für sie nur armselige Ostjuden. Hin und wieder beklagte man sich zu Hause darüber, was mich jedoch wenig störte. Ich habe den Unterschied zwischen einem Juden und einem Nichtjuden nie begriffen, wie sollte ich da den Unterschied zwischen einem Juden und einem anderen Juden begreifen!

Peine war keine moderne Stadt, doch der technische Fortschritt machte sich auch hier langsam bemerkbar. So erinnere ich mich noch sehr gut daran, mit welcher Begeisterung wir Kinder die ersten Automobile begrüßten. Sie ähnelten Kutschen ohne Pferde und hatten eine riesige Hupe neben dem Lenkrad. Wir liefen ihnen in Horden hinterher, immer darauf erpicht, die »schwarze Birne« zu drücken, damit sie hupte und hupte ...

Damals trübte kein Wölkchen meinen glücklichen Kinderhimmel. Nichts deutete für uns auf eine ereignisschwere Zukunft hin. Und doch sollten in den dunklen Jahren, die herankamen, fünfzig Millionen Menschen aller Her-

ren Länder ihr Leben lassen, und die *Shoa*, der planmäßige Mord an den europäischen Juden, unsere Geschichte bald tief erschüttern.

Am 30. Januar 1933 übernahm die nationalsozialistische Partei unter ihrem Führer Adolf Hitler in Deutschland die Macht.

Ein »schwarzbrauner« Totentanz begann: schwarz und braun wie die Nazi-Partei, blutrot wie das Dreiecksembblem der SS, SA und Hitlerjugend.

Zum Schutz der nationalsozialistischen Partei, die er gerade ausbaute, hatte Hitler bereits 1921 die Schaffung der SA, der Sturmabteilung, erreicht. In die SA traten vornehmlich ehemalige Soldaten ein, Männer, die sich in die Gesellschaft nicht mehr eingliedern konnten. Der verlorene Erste Weltkrieg hatte sie verbittert. Sie sollten Unruhe stiften, die Versammlungen gegnerischer Parteien sprengen und gleichzeitig umgekehrt für den reibungslosen Ablauf von Parteiversammlungen der Nazis sorgen. Sie verbreiteten Angst und Schrecken und leisteten auf diese Weise ihren Beitrag, die Demokratie der Weimarer Republik ohnmächtig erscheinen zu lassen und sie damit auszuhöhlen. Nachdem Hitler und seine Freunde fest im Sattel saßen, überließ er der SA die »Schmutzarbeit«: die Verfolgung und »Liquidierung« der Regimegegner und Juden.

Die SS, 1925 geschaffen, war der SA unterstellt – formal. Tatsächlich begriff sie sich aber als eigenständig, als Leibgarde Hitlers. Das wurde sie 1934 dann auch offiziell, direkt dem *Führer* unterstellt. Himmler trat an ihre Spitze. Sein Machtapparat umfasste überdies die Geheime Staatspolizei, Gestapo, den Sicherheitsdienst, SD, dem die Konzentrationslager unterstanden, und die »Einsatzkommandos«, die in den besetzten Gebieten operierten und dort Männer, Frauen und Kinder töteten.

1926 wurde die Hitlerjugend gegründet. Diese Organisation war aktiv an Straßenschlachten, Demonstrationen und allen Veranstaltungen beteiligt, die die Überlegenheit des Nazi-Terrors unter Beweis stellen sollten. Die »Elite« wurde nach Körpergröße, nordischem Erscheinungsbild und arischer Reinblütigkeit für die SS ausgesucht.

In Peine indes nahm das Leben seinen Fortgang, dabei verdüsterte sich die Lage zusehends. Doch uns Kinder berührte das wenig. Nichts konnte uns davon abhalten zu spielen und wie wild durch die Stadt zu jagen. Zweifellos besaß ich nicht die nötige Reife, um die Gefahr, die auf uns lauerte, einschätzen zu können, zumal mein Vater wie viele andere der Meinung war, dieser »Verrückte« werde sich nicht halten und wahrscheinlich keine achtzig Tage regieren. Die Warnrufe, die manche ausstießen, verhallten wie Rufe in der Wüste.

Zwei Jahre später bekam ich die Verfolgung zum ersten Mal am eigenen Leib zu spüren: In Anwendung der Nürnberger Rassengesetze wurde ich 1935 von der Schule verwiesen. Das tägliche Leben gestaltete sich immer schwieriger und gefährlicher. Mehrmals wurde mein Vater zu Zwangsarbeiten bei der Straßenreinigung und bei der Müllabfuhr herangezogen. Die SA boykottierte jüdische Geschäfte, zerschlug die Schaufensterscheiben und machte sich anderer Gesetzesübertretungen schuldig.

Der Schraubstock des Terrors, der unsere physische Existenz bedrohte, umschloss uns immer enger. Meine Familie entschied sich, Deutschland nun unverzüglich zu verlassen.

Den Großteil unseres Besitzes mussten wir übereilt und zu Summen verkaufen, die diesen Namen nicht verdienten. Praktisch mittellos emigrierten wir nach Polen und ließen uns in Lodz nieder. Den ersten Unterschlupf bot

uns Tante Clara Wachsmann, die jüngere Schwester meiner Mutter.

Es war nicht einfach, sich in dem neuen Land einzuleben. Sprache wie auch Mentalität unterschieden sich stark von dem, was wir bisher kennengelernt hatten. Es gelang mir einfach nicht, mich mit dieser Veränderung abzufinden. Mich plagte das Heimweh nach Deutschland, wo ich als Kind so glücklich war. Ich war im Innersten erschüttert durch diese plötzliche und grausame Entwurzelung.

Ich war ein Emigrantenkind geworden. Und zu allem Unglück musste ich erfahren, dass man für Emigranten nirgendwo Sympathie empfand. Das laute höhnische Gekicher der einheimischen jüdischen Kinder über den *Jek Potz mit a top kawé* (den Deutschen mit einer Tasse Kaffee) tat mir weh und verstärkte meine Verwirrung. Ich konnte mich gegen diese Prüfungen der Eingewöhnung immer weniger wehren.

Doch das Leben ging weiter, und die heftigen Spannungen verschwanden am Ende. Mit dazu beigetragen hat, dass ich nun wieder die Volksschule besuchte. Ich war gezwungen, mich zusammenzureißen. Mit erstaunlicher Geschwindigkeit lernte ich meine neue Sprache, das Polnische.

Allmählich schälte sich so etwas wie eine neue Existenz heraus. Die Beschäftigung mit polnischer Geschichte, den großen Männern Polens, die fortwährend für nationale Unabhängigkeit und gegen Teilung und fremde Vorherrschaft gekämpft hatten, machte mir dieses Land sympathischer. Ich hatte langsam das vage Gefühl, dass dies meine zweite Heimat werden könnte.

Drei Jahre verstrichen ... Dann ging das Schuljahr 1939 zu Ende. Ich schloss die Volksschule erfolgreich ab, und damit hatte ich meine Grundausbildung an einer öffent-

lichen Schule hinter mich gebracht. Nach den großen Ferien sollte ich auf das hebräische Gymnasium von Lodz überwechseln.

Ich entsinne mich noch der Worte des Abschiedsliedes, das wir in der Schule gesungen hatten, bevor jeder seiner Wege ging. Mit Tränen in den Augen hatten wir es feierlich angestimmt:

*Rasch geht das Leben vorüber,
Die Zeit verrinnt wie ein Bach.
In einem Jahr, einem Tag, einem Augenblick
Sind wir nicht mehr zusammen,
Und tief in unseren Herzen
Bleiben nur Trauer, Bedauern und Sehnsucht.*

Als wir dies sangen, ahnten wir nicht, dass wir nicht nur »nicht mehr zusammen« sein, sondern viele von uns bald gar nicht mehr sein sollten.

Es kam der 1. September 1939. Die Armeen Hitlers fielen in Polen ein und rissen dadurch die ganze Menschheit in den Zweiten Weltkrieg.

Wir hörten Hitlers bedrohliche Rede im Radio und die Antwort des polnischen Generalstabschefs Marschall Ridz Szmígly, der erklärte, dass Polen mutig kämpfen und keinen Zoll Land abtreten werde. Wenige Tage später sollte sich Polen dem Willen der Nazi-Eindringlinge beugen. Einzig die Hauptstadt Warschau hielt einen Monat stand. Ich war von neuem dem Nazi-Terror ausgesetzt, vor dem ich soeben geflohen war. Ich war ihm in Peine davongelaufen, in Lodz holte er mich wieder ein.

Die ersten Wehrmachtseinheiten marschierten in Lodz ein. Tausende von Deutschstämmigen begrüßten sie mit einem Blumenregen und »Sieg-Heil-Rufen«.

Für die dreihunderttausend Juden der Stadt aber versank die Welt in Finsternis. Das Leben wurde zum Albtraum. Der Unterricht am Gymnasium wurde eingestellt. Niemand durfte sich mehr Herr seines Schicksals wähnen. Eine schaurige Vorahnung beschlich uns. Der Antisemitismus verbarg sich nicht mehr, er kam überall offen zum Ausbruch.

Eines Tages, als ich am hebräischen Gymnasium vorbeiging, sah ich Soldaten eine Gruppe von Juden in den Eingang eines Gebäudes schleifen, sie versetzten ihnen Tritte und überzogen sie mit unflätigen Beschimpfungen, sie schlugen sie und schnitten ihnen die Bärte und Schläfenlocken ab. Entsetzt über das, was sich vor meinen Augen abspielte, floh ich nach Hause. Ich glaubte zu ersticken, rang nach Luft, mein ganzer Körper verkrampfte sich. Auf dem Heimweg musste ich mich mehrmals verstecken, um einem ähnlichen Anschlag zu entgehen. Sie beraubten uns brutal der Menschenrechte, wir wurden zu Freiwild, jedem Psychopathen in Uniform ausgeliefert.

Einige Monate später erreichten uns die ersten Gerüchte über die Absicht der Nazis, alle Juden in einer geschlossenen Zone, das heißt in einem Ghetto, zusammenzufassen.

Meine Familie versammelte sich, um zu beratschlagen, was zu tun sei, und nach dramatischen Diskussionen wurde beschlossen, dass mein älterer Bruder Isaak, der damals neunundzwanzig Jahre alt war, und ich, der Vierzehnjährige, nicht ins Ghetto gehen, sondern versuchen sollten, uns einige hundert Kilometer weit nach Osten durchzuschlagen. Wir sollten den Grenzfluss Bug überqueren und zu den Sowjets stoßen. Dort, so glaubten wir, wären wir außer Gefahr.

Mein Bruder David befand sich als polnischer Soldat in

deutscher Kriegsgefangenschaft, meine Schwester Bertha blieb zu Hause bei den Eltern.

Mein Bruder und ich zögerten. Wir wollten uns nicht von unseren Eltern trennen, wollten ihnen in diesen schweren Stunden helfen und beistehen. Doch ihre Entscheidung war unumstößlich, und sie verlangten, dass wir uns auf den Weg machten. Energisch setzten sie uns auseinander, sie seien schon alt und wollten das Schicksal der anderen Juden der Stadt teilen. Wir hingegen seien jung und dazu verpflichtet, jede noch so kleine Gelegenheit zu nutzen, um uns zu retten.

»Haben wir euch nicht zur Welt gebracht, damit ihr lebt?«, sagte meine Mutter. Papa legte uns die Hand auf den Kopf und segnete uns mit dem heiligsten jüdischen Segen, dem Cohanin-Segen: »Geht in Frieden!« Und Mama fügte hinzu: »Ihr sollt leben!«

Mit Rucksäcken bepackt, die wir mit Proviant vollgestopft hatten, verließen wir das Haus. Wir hatten eine Unmenge Selbstgebackenes eingesteckt, von meiner Mutter zubereitetes »Kommissbrot« aus einem besonderen Teig, dem man Zimt beimischte, damit es sich monatelang frisch hielt. Mein Vater sah missbilligend auf die Lasten, die uns seiner Meinung nach nur unnötig beschwerten. Ich trug meinen neuen Anzug, den ich zur Bar-Miz'wa, dem jüdischen »Einsegnungsfest«, bekommen hatte. Darüber schnallten wir – wie einen Gürtel – zusammenfaltbare Regenschirme, damals eine ganz neue Erfindung und entsprechend wertvoll. Diesen »Gürtel« versteckten wir unter weiteren Jacken und Mänteln, die wir noch darüberzogen. Die Schirme sollten sich als hilfreich erweisen, weil wir damit Bauern »bezahlen« konnten, die uns in ihren Pferdewagen mitnahmen, und weil wir sie gegen Essbares eintauschen konnten. Mein Bruder hatte eine kleine

Menge dieser Schirme im letzten Moment vor der Plünderung der Firma »Gentleman« in Lodz, für die er arbeitete, retten können.

Zunächst aber gelangten wir trotz der überall auf uns lauenden Gefahren noch mit der Eisenbahn nach Warschau. Dort kamen wir beim Direktor der polnischen Zentrale von »Gentleman«, Silberstrom, unter, die Regenmäntel, Gummistiefel und eben diese Klapp-Regenschirme herstellte und vertrieb. Mein Bruder war aufgrund seiner Geschäftstätigkeit für die Firma mit dieser jüdischen Familie gut bekannt. Er hatte auf seinen Reisen hier häufig Station gemacht. Wir verbrachten bei diesen Leuten vier Tage, in denen wir versuchten, ein Höchstmaß an Erkundigungen einzuziehen, die uns die Beurteilung der Lage erleichtern sollten.

Ein Dutzend Meinungen und widersprüchliche Gerüchte waren im Umlauf. Wir waren unschlüssig und beunruhigt zugleich. Wir mussten uns für einen Weg entscheiden und konnten nur beten, dass es der richtige sei ... Konnte man noch den Zug nehmen? Untersagten die Russen die Überquerung bestimmter Grenzabschnitte? Auch die Straßenräuber, die überall ihr Unwesen trieben, mussten in die Planung einbezogen werden.

Schließlich nahmen wir den Zug Richtung Grenzfluss Bug. Er war überfüllt. Da ich eher mager und klein war, gelang es mir ziemlich mühelos, einen Platz zu ergattern, während mein weitaus größerer Bruder fast nicht mehr in den Zug hineinkam. Es herrschte eine drangvolle Enge, und wir waren dem Ersticken nahe. Der Zug fuhr furchtbar langsam. Nach stundenlanger Fahrt, die kein Ende nehmen wollte, hielt er in einer Kleinstadt, die etwa hundert Kilometer vor dem Fluss lag. Diese Entfernung mussten wir zu Fuß zurücklegen. Eine vielleicht zwanzigköp-

fige Gruppe bildete sich; alle waren sehr viel älter als ich. Es war eisig kalt, und der Schnee türmte sich bis zu den Strohdächern auf.

Gegen ein paar Münzen erklärten sich polnische Bauern bereit, unser Gepäck auf ihrem Karren zu befördern. Wir machten uns im bitterkalten Wind auf den Weg, hinter unserem Karren hertrottend wie eine Trauergemeinde hinter dem Leichenwagen, eingehüllt in die Atemwolken des Pferdes. Das monotone Stapfen auf dem knirschenden Schnee erinnerte mich an die Vertreibung der Juden während der spanischen Inquisition, und ich meinte während dieses endlos scheinenden Marsches die sich immer wiederholende Melodie von Ravels *Bolero* zu hören.

Manchmal hielten die Bauern an, um uns auf einen nahegelegenen Stützpunkt des deutschen Heeres aufmerksam zu machen. Danach nahmen wir unseren stummen Marsch wieder auf. Ich fühlte die besorgten Seitenblicke Isaaks, der das Gleichmaß meiner Schritte prüfte und meine Kräfte überwachte. Dann ging ich ganz aufrecht und lächelte ihm beschwichtigend zu.

In der dritten Dezemberwoche 1939 erreichten wir das Ufer des Bug, entkräftet, aber lebend. Auf der anderen Seite des Flusses waren deutlich die Soldaten der Roten Armee mit ihren grünen Mützen zu erkennen.

Auch zahlreiche andere Flüchtlingsgruppen hatten sich hier eingefunden, und alle blickten sie nach Osten. Ein einziger Kahn, der einem polnischen Bauern gehörte, diente als Fähre. Ein Ansturm auf das Boot setzte ein, die Leute stießen einander, einige wurden handgreiflich, um als Erste einsteigen zu können. Mehr schlecht als recht erkämpfte ich mir einen Platz, doch mein Bruder hatte kein Glück und wurde ans Ufer zurückgeworfen. Schon legte der überladene Kahn ab. Leute sprangen ins Wasser,

um uns einzuholen. Sie hofften, den Fluss überqueren zu können, indem sie sich an der Bootswandung festklammerten. Ich schrie nach meinem Bruder, doch ich sah ihn nicht mehr. Ich brüllte aus Leibeskräften. In dem Tumult ringsum hörte ich ihn dann rufen, ich solle am anderen Ufer auf ihn warten.

Der Bauer ruderte schnell und kräftig. Die starke Strömung drohte uns mitzureißen. Eisschollen rammten den Kahn. Wir hatten die Flussmitte bereits überquert, als sich auf dem Gesicht des Bauern plötzlich Angst und Entsetzen abzeichneten. Er stammelte: »Jesus Maria!« und bekreuzigte sich. Da sah ich, dass Wasser in den überladenen Kahn eindrang. Langsam, aber sicher begann er, in den schwarzen, eisigen Fluten des Bug zu versinken. Bis zum Ufer war es nicht mehr allzu weit, doch unter den Flüchtlingen an Bord brach Panik aus. Manche versuchten, sich schwimmend zu retten. Die Katastrophe ließ nicht auf sich warten. Der Kahn kippte mit all seinen Passagieren um. Die meisten Erwachsenen hatten bereits Grund unter den Füßen, sie konnten an Land waten, ihre Packen auf dem Kopf balancierend. Ich aber war zu klein, meine Füße fanden keinen Halt. Ich fing an, Wasser zu schlucken. Verzweifelt versuchte ich, mich an Eisschollen zu klammern. Ich konnte nicht einmal schwimmen, eingezwängt wie ich war in mehrere Kleiderschichten, zwischen denen noch die Klappschirme befestigt waren. Niemand kam mir zu Hilfe. Zum Glück sah ein russischer Wachposten, dass ich zu ertrinken drohte, und sprang, ohne zu zögern, ins Wasser. Als er mich auf die Böschung gezogen hatte und ich wieder etwas zu Atem gekommen war, schenkte ich ihm zum Dank, dass er mir das Leben gerettet hatte, meinen Füllfederhalter, den ich zur Bar-Miz'wa bekommen hatte.

Am folgenden Tag traf auch mein Bruder ein, und nachdem wir uns zur Feier unseres Wiedersehens herzlich umarmt hatten, setzten wir unseren Weg nach Osten, Richtung Bialystok fort. Die nazistische Gefahr lag jetzt weit hinter uns.

Bialystoks Straßen und Amtsstellen quollen über von Flüchtlingen aus Westpolen. Gemäß dem deutsch-sowjetischen Grenz- und Freundschaftsvertrag blieb dieses Gebiet in den Händen der deutschen Eindringlinge, während die Rote Armee Ostpolen besetzt hielt. Zwischen den beiden Armeen verlief wie eine Trennlinie der Bug.

Nach kurzem Aufenthalt in der Stadt wurde eine Lösung für meine sichere Unterbringung gefunden. Man verfrachtete mich in ein sowjetisches Waisenhaus in Grodno. Mein Bruder machte sich weiter auf nach Norden, nach Wilna, wo er seine alte Freundin Mira Rabinowitsch aufsuchen wollte.

Das Waisenhaus (Dietski Dom Nr. 1) befand sich in der Orzeszkowastraße 15 in einem prächtigen Herrenhaus, das einem polnischen Adligen gehörte – dies erzählte man uns zumindest. Dieser reiche Grundbesitzer war vor den Russen geflohen und suchte Zuflucht bei den Nazis. Was für eine verrückte Welt! Die Leute verließen Haus und Hof, die einen in Richtung Osten, um den Nazis zu entkommen, die anderen in Richtung Westen, um sich ihnen anzuschließen.

In diesem Waisenhaus hatte ich wieder das Recht, menschlich zu leben, was ich lange schon nicht mehr gekonnt hatte. Nach und nach wurde ich ruhiger und kam wieder zu mir. Doch die alptraumhafte Zwangsreise hatte mich tief verstört. Mein Verhalten und meine Gefühle waren völlig durcheinander. Den verständnisvollen Erzieherinnen hatte ich es zu verdanken, dass ich mich wieder an

ein normales Leben mit regelmäßigem Stundenplan, vollständigen Mahlzeiten, einem Bett, Unterricht und einem Chor gewöhnte. Alles hätte also dazu beitragen müssen, dem Leben wieder Freude abgewinnen zu können. Doch ich litt an Heimweh, und mich quälte die Ungewissheit über die Lage meiner Familie. Ich wusste nicht, was aus ihr geworden war – und ich lebte hier unbehelligt, aß heißen Brei oder lernte ein neues Kapitel bolschewistische Theorie aus dem »Kratki Kurs WKPB«, dem von Stalin verfassten Ideologie-Lehrbuch.

Der Schmerz nagte an mir, an meiner Seele. Die physische Reaktion trat dann auch bald ein. Ich wurde zum Bettnässer. Jeden Morgen musste ich unter den hämischen Blicken meiner Mitschüler mein Bettzeug herausnehmen, es lüften und trocknen. Das war mir noch nie passiert.

Wir verbrachten den Tag mit Lernen und musischer Beschäftigung. Jeden Abend fanden wir uns, sauber und wohlriechend, zum gemeinsamen Abendessen im weitläufigen Speisesaal ein, der nach dem Essen als Musiksaal genutzt wurde. Es gab meistens Grießsuppe, die ich sehr gerne aß, weil sie mich an ein Gericht erinnerte, das meine Mutter oft zubereitet hatte.

Als ich mir eines Tages diese köstliche Breisuppe schmecken ließ, trat eine Erzieherin an mich heran und sagte, ich solle in das Nebenzimmer gehen, wo eine junge Frau auf mich warte. Ich stellte sogleich Vermutungen über die Identität dieser Besucherin an. Vielleicht war es eine Schülerin aus dem Nachbarwaisenhaus, die mich wegen irgendwelcher Aufgaben befragen wollte, oder eine Schülerin der Theaterklasse. Ich dachte sogar an Frau Kobrynski, die mich kurze Zeit vor meiner Aufnahme ins Waisenhaus beherbergt hatte. Womöglich brachte sie mir

Nachrichten von zu Hause. Ich ließ hastig meine dampfende Suppe stehen und eilte mit Riesenschritten zum Nebenraum. Ich schloss gerade die Tür hinter mir, als sich mir ein weinendes junges Mädchen an den Hals warf. Es war Bertha! Bertha, meine geliebte Schwester! Endlich fiel ein Lichtstrahl in meine Einsamkeit. Lange hielten wir uns in den Armen und küssten uns. Ich wollte etwas sagen, doch meine Worte gingen in einer Flut von Tränen unter, so aufgewühlt war ich. Bertha ließ mich nicht mehr los. Ich konnte nur unzusammenhängende Worte stammeln, mit denen sich mein übergroßes Glück Bahn zu brechen suchte.

Ich starrte Bertha immerzu ungläubig an. Ich sah ihre natürliche Schönheit, so wie sie mir noch heute im Gedächtnis ist, und doch bemerkte ich rasch die Spuren des entsetzlichen Leides in ihren Zügen, das Trennung und Flucht verursacht hatten. Sie hielt ein armseliges Bündel in der Hand und sah erschöpft aus. Mit einundzwanzig Jahren hatten sie die Prüfungen des Lebens bereits tief gezeichnet. Eine Stunde später, als der Rausch des Wiedersehens zu verfliegen begann, setzten wir uns auf mein Bett, das einzige private Eckchen, und unterhielten uns. Essen wollte sie nichts, um mich nur keine Sekunde alleine zu lassen. Der Bericht ihres Abenteuers bestürzte mich. Mit einer Freundin war es ihr gelungen, durch die Ghettotore zu entkommen, die sich wenig später endgültig geschlossen hatten. Auf demselben Weg wie ich, die gleichen Gefahren und Verwicklungen durchlebend, hatte sie den Bug überquert und mich dank der Adresse, die ich auf meinen Briefen in das Ghetto angegeben hatte, wiedergefunden.

Sie erzählte mir, dass es Vater und Mutter leidlich ginge, dass sie glücklich seien, Isaak und mich an einem sicheren

Ort zu wissen, und dass die beiden beschlossen hätten, sie nun ebenfalls in den Osten zu schicken. Mein Bruder David schreibe keine besorgniserregenden Briefe aus dem deutschen Gefangenenerlager, in dem er saß.

Bertha schlief ein paar Stunden in einem freien Bett, und in der Morgendämmerung des folgenden Tages nahmen wir wieder Abschied. Sie ging nach Smorgon, nahe Wilna, wo sie bei Isaak und Mira wohnen wollte, die gerade geheiratet hatten.

Ich ahnte nicht, dass dies eine endgültige Trennung sein sollte. Während ich heute diese Zeilen schreibe, steht ihre Fotografie wie eine nie verwelkende Blume an meinem Bett.



Sallys Schwester Bertha (Mitte) mit Freundinnen vor Kriegsbeginn in Peine.

Trotz der Ängste, die ich ausstand, lernte ich fleißig. Einmal im Monat hatte ich die Freude, eine Karte meiner Eltern zu erhalten. Auf diese Weise erfuhr ich, dass sie wohlauf waren, mein Bruder David freigelassen worden und ins Ghetto gekommen war und die Auserwählte seines Herzens, Pola Rosner, geheiratet hatte. Mit zitternder Hand antwortete ich mit langen Briefen, die ich an folgende Adresse richtete: Familie Perel, Franziskanskastraße 18, Ghetto Litzmannstadt.

Unterdessen war ich in die kommunistische Jugend, den *Komsomol*, aufgenommen worden. Noch konnte ich nicht wissen, dass ich in absehbarer Zeit einem ganz anderen Jugendverband angehören würde.

Von den *Pionieren*, den Jüngsten, in den *Komsomol* des Waisenhauses aufzurücken, war nicht einfach für mich: Arglos und vertrauensselig hatte ich nämlich in das Aufnahmeformular geschrieben, dass mein Vater Kaufmann sei. Damit bekannte ich naiv, nicht aus dem Proletariat zu stammen.

Im Sekretariat unseres *Komsomol* wurde das Problem tatsächlich ernsthaft erörtert. Ich war zwar kleinbürgerlicher Herkunft, doch da ich »hervorragende schulische Leistungen und Eifer in allen Fächern« zeigte, einigte man sich auf einen Kompromiss und gestand mir eine einmonatige Probezeit im *Komsomol* zu. Nach Ablauf dieser Frist wurde ich vor die Aufnahmekommission zitiert. Da ich durch meine Wortgewandtheit zu überzeugen vermochte und meine Eignung glaubhaft machen konnte, wurde ich schließlich in die Organisation aufgenommen, der anzugehören ich mir so heftig gewünscht hatte. Der Tag der feierlichen Aushändigung der Parteiausweise war ein wahrer Festtag für mich.

In Peine hatte ich Am Damm gewohnt, und in der

linken Nachbarschaft, Hausnummer 6, befand sich das Kolonialwarengeschäft des Herrn Kratz. Er war auch Sekretär der KPD-Ortsgruppe Peine. Fast jeden Morgen schickte mich Mama zu ihm, um frische Brötchen und Milch zu holen, und immer bekam ich von ihm ein warmes Morgenglättchen über meine Haare und ein Hammer- und Sichelabzeichen auf die Brust. Ich mochte es sehr. Und natürlich war meine volle kindliche Sympathie mit seinen roten Glaubensgenossen, als ihre Versammlungen im Volkshof von den mit Lastwagen angefahrenen braunen SA-Horden gesprengt wurden. Die darauf stattfindenden Straßenkämpfe waren blutig, und meinen Segen bekamen immer die Peiner Kommunisten. Eines erschien mir seltsam: Immer wenn die Polizei endlich ankam, wurden die Angegriffenen verhaftet und nicht die braunen Vandalen.

Dann verließ ich Peine, meine freundliche Kinderstätte, und kam mit der Familie nach Lodz. Meine ersten Freunde dort, Jakob und Jerzyk, kamen aus Familien, die der extrem linken sozialistischen jüdischen *Bund*-Partei angehörten, und so wollte das Schicksal eine weitere Fortsetzung der Weltanschauung des Genossen Kratz aus Peine. Ich besuchte fast regelmäßig den Kulturklub der Bewegung und nahm sogar aktiv Anteil an den verbotenen Demonstrationen am 1. Mai. Nun sollte es nicht anders sein, und nach der aufgezwungenen Flucht vom Elternhaus kam ich in das sowjetische Kinderheim in Grodno, und schon das erhaltene weiße Hemd mit der roten Pionierkrawatte und die täglichen Lektionen über Marxismus-Leninismus fielen fruchtbar auf schon so gut gedüngte Erde: Sally wurde zu einem überzeugten Klassenkämpfer für die bessere Zukunft der Menschheit!

Unser Waisenhaus wurde vom Panzerregiment der Ro-

ten Armee unterstützt. Regelmäßig verbrachten wir die Abende in Gesellschaft der Offiziere und Soldaten der Einheit, von denen wir so herrliche Lieder wie *Kaiinka* oder *Katjuscha* lernten. Später habe ich diese Lieder mit meinen Kampfgenossen des *Palmach* während des israelischen Unabhängigkeitskrieges auf hebräisch gesungen.

An diesen Abenden wurden freundschaftliche Verbindungen zwischen den Waisenhauszöglingen und den Regimentssoldaten geknüpft. Sie luden uns manchmal ein, zum Militärstützpunkt zu kommen und bei verschiedenen sportlichen Ereignissen mitzumachen oder zuzuschauen. All dies half mir, meine Traurigkeit zu überwinden.

Bisweilen nahmen sie uns in das Kino der Stadt mit, wo russische Filme gezeigt wurden. Eines Tages sahen wir *Auf der Suche nach dem Glück*, einen Film über die Juden von Birobidschan. Ich verstand nichts, weder, um welche Juden es hier ging, noch, wie sie dorthin geraten waren. Doch wurde in manchen Szenen jiddisch gesprochen, worüber ich mich freute. Ich nahm mir vor, eines Tages die unbekannte jüdische Republik zu besuchen. Leider vereitelten die unmittelbar bevorstehenden Ereignisse die Verwirklichung dieses absonderlichen Einfalls.

Zwei Jahre vergingen so, von 1939 bis 1941. Dann kam der Monat Juni. Wir waren mit den letzten Vorbereitungen zur Abreise in ein Sommerlager beschäftigt, das sich in der freien Natur am Ufer des Njemen befand. Schon im Vorjahr hatten wir den Sommer in jener Gegend verbracht, und nun warteten wir ungeduldig darauf, dass diese wunderbare Zeit wieder anbrechen würde.

Wir ahnten nicht, dass sich das deutsche Heer in diesem Augenblick bereits zum Angriff rüstete und der Countdown des Unternehmens »Barbarossa« lief.

22. Juni 1941. Der Angriff begann vor dem Morgen-